

Neubrauer Anzeiger

Nr 137

Dienstag, den 20. November 1928

41. Jahrgang

Viehpreise und Lebenshaltungskosten in den letzten Jahren.

Die nachfolgende Skizze gibt eine Gegenüberstellung des „Lebenshaltungsindezes ohne Wohnung“ zu den Preisen von Schaf und Schweine auf der Grundlage 1913 = 100.

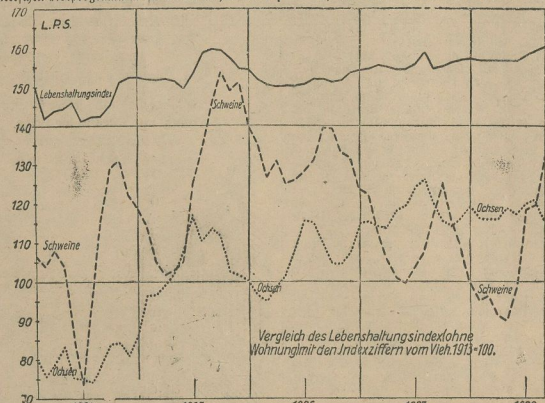
Inerreichbar hoch schwebt die Kurve des Lebenshaltungsindezes, welche die Preise der vom Landwirt benötigten Dinge darstellt, über der Kurve, die den Preisindex des Erzeugnisses seines Standes wiedergibt. Nur im Herbst 1925 fliegen die Schweinepreise auf einer Spitze, die etwa annähernd dem damals besonders niedrigen Lebenshaltungsindezes nachfolgt, um dann in fast unumkehrbaren Schwankungen wieder abzusinken, bis sich im Frühjahr 1928 die Auswirkungen des schiefen Notprogrammes in einem anhaltenden

um jetzt gegen Ende des Jahres, da eine ähnliche Hilfe wie auf dem Schweinemarkt ausbleibt, noch weiter abzubrüden. Die Ursache liegt nur zu deutlich auf der Hand:

Während die Einfuhr von Rindfleisch in der Vorkriegszeit durchschnittlich rund 300 000 Doppelzentner im Jahre betrug, finden wir im Vorjahre eine Einfuhr von 1 1/2 Millionen Doppelzentnern. Diese Zahlen erklären die Tatsache, daß der Landwirt heute sein Rindvieh, ebenso wie bisher seine Schweine, mit beträchtlichem Verlust (jetzt rund 25%) verkaufen muß.

Hier ist bisher noch nichts erreicht und es mußte aber unbedingt erreicht werden:

1) Die Wiedereröffnung des § 12 des Fleischbeschaffungsgesetzes;



Vergleich des Lebenshaltungsindezes ohne Wohnung mit den Marktpreisen von Vieh 1913=100.

Steigen der Preise zeigen. Die Kurven beweisen es mit brutaler Deutlichkeit, wie der Landwirtschaft unvorher (bei Betrachtung der Preisbewegung auf dem Schweinemarkt) geholfen werden kann, wie die Landwirtschaft aber demgegenüber auf dem bisher beschrittenen Wege unbedingt dem völligen Ruin entgegen gehen muß. Trotzdem erreichen auch gegenwärtig die Schweinepreise noch nicht den allgemeinen Steuerungsgrad der allgemeinen Lebenshaltungskosten.

Die Preislage auf dem Markt bleibt nach dem unerwarteten Tiefstand zu Beginn des Jahres 1926 in trostloser Stabilität.

Gemeinnützige Unternehmungen und Betriebe der öffentl. Hand.

Die tägliche Erfahrung zeigt immer wieder, wie leichtfertig in gemeinnützigen Unternehmungen und Betrieben der öffentlichen Hand mit den anvertrauten Geldern gewirtschaftet wird. So hinterläßt die häufig zu zusammengebrochene Niederbarnimer-Siedlungs-Gesellschaft nach Verkauf aller Grundstücke und Betriebe für den streik Niederbarnim ein Defizit von rund 2 Millionen M., ein Defizit, dessen Deckung notwithstanding die Steuerzahler übernehmen müssen. Mit Recht weist Maximal Salwer in seinen „Wirtschaftlichen Tagesberichten“ vom 15. Oktober darauf hin, daß von dem guten Willen und der Geduld, bezw. der Gleichgültigkeit der Steuerzahler die ganze Gattung der gemeinnützigen Unternehmungen überhaupt lebt.

- 2) Die völlige Befreiung des vollfreien Gefrierfleisch-Konsums.
- 3) Die Erhöhung des Landviehpolles;
- 4) Die Befreiung der durch nichts gerechtfertigten Befreiung eingeführten Fleisches und Viehs von der ersten Umsatzsteuer.

Auf diese Weise würde die gänzlich ungerechtfertigte Bevorzugung der Auslandsware gegenüber der deutschen Ware beseitigt.

Auch das Unternehmen der Spandauer Schupo-Siedlung mußte mit einem gewaltigen Selbstvertrug abschließen, ein Konkurs, an dem auch viele Handwerksmeister mit mehreren Hunderttausend Reichsmark beteiligt sind. Gewiesen sei in dieser Beziehung auch auf das Vorgehen der Stadt Berlin, die das bestehende Charlottenburger Wasserwerk mehr und mehr zurückzubringen sucht, weil es ein Privatunternehmen ist, bisher aber als Erfolg belächelt werden konnte, daß die Wasser-Versorgung der eroberten Stadtteile größte Störungen aufweist. Trotz dieser Mißerfolge wächst in den Städten immer noch die Neigung, sich in neue wirtschaftliche Unternehmungen zu stürzen. Berlin beabsichtigt nunmehr offenbar, eine neue Zentralfabrik für den Einkauf von Baumaterialien für städtische Bauten zu gründen, die Ziegeleien usw. aufzukaufen will und von der Be-

gebung von Aufträgen für Neubauten mit Hausinspektorenposten ausgehen soll. Schwere Bedenken erheben sich gegen diese Gründung, die über große, ja fast unbegrenzte Beträge verfügen wird, allerdings aus den Mitteln der Steuerzahler. Die gegebenen Beispiele zeigen, daß sich trotz der schlechten Erfahrungen immer wieder neue Unternehmungen zu wirtschaftlichen Gründungen einfinden, deren Kosten der schweigende Steuerzahler zu übernehmen hat.

Wenn die Herbststürme rasen . . .

Viele Schiffe in Seenot. — Schaden in England, Holland und Frankreich. — Auch Hamburg betroffen.

Über den britischen Inseln und an der Küste wüthete ein Sturm von ungewöhnlicher Heftigkeit. Der Dampfer „Kentish Cooit“ ist in der Nähe von Plymouth während des Sturmes auf Grund gelaufen. Der Dampfer „Kobitz“ ist bei Verlassen des Häufes Kees gleichfalls auf Grund gelaufen und seine Klotzmachung wird mehrere Tage in Anspruch nehmen. In Liverpool sind durch den Sturm zahlreiche Bäume umgerissen. Der Verkehr mußte längere Zeit vollständig eingestellt werden. Zum erstenmal seit Menschengedenken konnten die Fährboote im Fafen ihren Dienst nicht mehr versehen. In Warburg ist ein Mann durch einen fallenden Baum getötet worden. Auch in London hat der Sturm, der eine Stärke von 60 Stundenmeilen erreichte, bedeutenden Schaden angerichtet.

Auch über Holland raste schwerer Sturm, der überall großen Schaden anrichtete. In Rotterdam wurde eine Schiffe so arg beschädigt, daß sie gesunken werden mußte. Mehrere wurden Schiffe im Hafen durch den Sturm vom Ufer losgerissen, ohne daß jedoch Menschen zu Schaden kamen. Die Antenne der Rundfunkstation in Genuz wurde vom Sturm umgelegt. Ganz Nordfrankreich wurde ebenfalls von ungewöhnlich heftigen Stürmen heimgekehrt. An vielen Hafenplätzen sind Fährboote und kleinere Kistenboote gekentert. In Lens war die gewaltige Schiffe so heftig, daß ein Lastauto in die Schaufensterscheibe eines Pelzgeschäfts geschleudert wurde. In Paris selbst erreichte der Sturm gegen 6 Uhr abends eine Stärke von 33 Sekundenmeilen. Mehrere Bangeriffe und viele Schornsteine kürzten ein.

Der Sturm hat auch in Hamburg großen Schaden angerichtet. Vieles wurde Bäume enturzelt und Schornsteine umgeweht. Die Zahl der zertrümmerten Scheiben ist groß. An den Häusern angedrückte Gegenstände wurden gleichfalls vom Sturm umgerissen. Besonders hart machte sich das Unwetter im Hafen bemerkbar. Am Morgen trat eine Sturmflut auf, die eine Höhe von plus 6,87 Meter erreichte.

Wundheile über Chemnitz.

Eine über Chemnitz und Umgebung niedergegangene Windstöße richtete schweren Schaden an. Der Kühlturm der Kraftzentrale der sächsischen Maschinenfabrik Hartmann wurde umgerissen. In Mittelsack wurde das Dach vom Gut Stuh abgedeckt und 60 Meter fortgetragen. In Mühlau, Buchhartsdorf und Waffelnheim wurden die Dächer von drei großen Fabriken abgetragen und 100 bis 200 Meter weit geschleudert. Mehrere Telegraphenmasten wurden umgelegt. Der Schaden in den Wäldern und Anlagen sowie an den elektrischen Leitungen ist sehr groß. Drei Personen wurden durch herabfallende Trimmer verletzt.

Erbeben in der Provinz Udine. In der Provinz Udine ereignete ein leister Erbeben, dem bald darauf ein heftigerer folgte. In Tolmezzo und anderen Ortschaften der Provinz wurde die Bevölkerung von einer Panik ergriffen und verließ fluchtartig die Häuser. Das Erdbeben hat jedoch weder Menschenleben gefordert noch besonderen Schaden angerichtet.

Gefreit ohne Liebe

Roman von Erich Cebestien.

21. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Aber Britta kam gern. Manchmal allein, meist mit Freddy, der unter ihrer Pflege sich zusehends zu einem strammen gefunden Jungen herausmachte. Ihrem vereinsamten Herzen tat die Jüngling der Fremden wohl. Mit Sternbach verband sie ein eigentümlich herzlich-schmerzliches Freundschaftsverhältnis, das ihr geistig viel Abwechslung bot, denn Sternbach war viel gereift, wußte anregend zu erzählen und besaß den seltenen Mut für das Innenleben der Menschen. So erriet er auch oft, was in Britta vorging, mit einer Sicherheit, die sie erschreckt haben würde, wenn er nicht so außerordentlich zurückfühlen des Schleiens des Schweigens darüber geübt hätte.

Was Melanie Erkel längst eraten hatte — daß ihr Vetter eine tief schwärmerische Liebe zu Britta gefaßt hatte — ahnte Britta selbst nicht von ferne. Darum ohrte sie auch nicht, wie triumpfhoch Britta von Riebeck diese „Freundschaft“ mit Baron Sternbach hinter ihrem Rücken ausspielte, um Frau Gerda immer mehr gegen die Schwiegermutter aufzubringen.

Heute nun hatte man einen größeren Anflug nach St. Martin verabredet und Britta sollte die aus Waldenberg kommenden Freunde beim Hirtentanz am Kreuzweg treffen. Freddy begleitete sie.

Britta hatte eben von Britta Abschied genommen und elkte nun mit dem Knaben dem Ort der Zusammenkunft zu. Ein ansehnlicher Gefährt, sich gegenständig um die Mitte nehmend, schritten sie zum Haus hinaus.

Britta blinnte stolz und zärtlich auf den Knaben.

„Wie ficht du aussehst heute, mein Junge! Wird es dir nicht zu viel werden, auf den Witterberg hinaufzufahren und dann noch den Rückweg über St. Martin zu machen?“

„Aber keine Spur, Mama! Ich bin doch kein so feiner Junge mehr!“ Freddy redete die schlante hochgehugte Sternbachsgeflügel, die schon fast bis an Brittas Schulter reichte.

„Und dann,“ fuhr er stolz fort, „weist du, was Onkel Sternbach neulich sagte?“

„Dah ist dein Ritter sein müßte, wenn Papa nicht Zeit hätte, dich wohl zu begleiten. Und Papa hat ja n te Zeit!“ Ein Schalten überließ Brittas Gesicht. „Er hatte nie Zeit. Er wußt ihr aus, wie der Best.“ Sie fuhr sich über die Stirn. „Aber, sie wollte sich nicht mehr trüben darüber. Es war ja auch am besten so, da er die Andere nie vergessen konnte. Nur so vermochte auch sie selbst allmählich frei zu werden von ihm.“

Britta drückte den lockigen Knabenkopf zärtlich an sich. „Wo komm, mein kleiner Ritter.“ In dieser Minute war sie wieder ganz die alte kindliche Britta, die sich an einem Contertrast freuen und über einen bunten Falter in helles Entzücken geraten konnte.

Wichtig fiel ein Schatten über ihren Weg und Frau von Riebeck, auf einen Seitenweg von Glashauss kommend, stand vor ihnen.

„Wann, wann denn so eilig, Britta? Ihr lauft ja, als seien Häufiger hinter euch!“

„Wir müssen auch eilen, denn Erkel erwarten uns um drei Uhr am Kreuzweg.“

„Wo wollt ihr denn hin?“

„Über den Witterberg nach St. Martin.“

„Wie — und da sollst du mit — der träumliche Junge?“

„O Freddy ist nur so sehr verwehlt worden und muß abgehärtet werden, besonders in Bezug auf Stranzagen.“ Frau von Riebeck suchte spöttlich die Absicht.

„De Sammel! Da so, der jagst natürlich immer, was du gerade hören willst! Er ist ja . . .“ Er brach ab und gab Freddy einen Wink. „Es ist gar nicht nötig, daß du auf jedes Wort aufpaßt, das wir Erwachsene sprechen! Lauf lieber voraus! Mama wird schon nachkommen!“

Der Knabe gehorchte schweigend. Britta wandte sich wieder an Britta.

„Hör mal, Britta, findest du es eigentlich passend, daß du stets mit fremden Leuten auf der Haus bist? Du machst es dir wahrlich in letzter Zeit recht bequem in Bezug auf deine häuslichen Pflichten!“

„Ja? Welche Pflichten meinst du?“ stammelte Britta grenzenlos erstaunt. „Du hast sie mir ja alle weggenommen und . . .“

„Ich meine die Pflichten gegen deinen Mann und deine Schwiegermutter, auf deren Wünsche du dich bislang so herzlich achtlos nimmst. Verzeih, daß ich dir dies sage, aber ich halte es schon lange für meine Pflicht, dich darauf aufmerksam zu machen.“

„Was meinst du eigentlich?“

„Verzeihst du wirklich nicht, wie peinlich es deiner Schwiegermutter sein muß, daß du täglich zu diesen Worten gehst, die sich so ungebührlich gegen sie betragen? Auch dein Mann ist es als Familienvater peinlich, daß du mit Arbeiten verkehrt wie mit demesgleichen.“

„Ich gehe doch nur zu den Kranken und Armen! Auch Frau Wajenko ist krank.“

„Und wenn! Die Rücksicht auf deinen Mann und seine Mutter müßte dir doch vorgehen! Aber um belde kümmerst du dich ja nicht ein bißchen! Seit dem drei Wochen, da Erkel dich lieber von diesem überpannten Sternbach anhängen läßt, als bei einer alten Frau und deinem Mann anheim zu sitzen, aber . . .“

„Herrlich! Ich verbeide dir . . .“

„Bitte, laß mich aussprechen. Aber schon ist es nicht, wollte ich sagen! Und belde empfinden es als Kränkung. Auch mit den Kindern verhältst du dich ganz nach eigenem Gutdünken. Regst ihre Schwärme durch diese ewige Märchenzählerei auf, obwohl Mama wiederholt bemerkt, daß sie grundhüßlich gegen Mädchen ist bei Kindern, und toletierst neuesten geradezu als zärtliche Mutter mit deinen Stiefkindern — vermutlich, weil du weißt, daß Männer auf so etwas fliegen.“

(Fortsetzung folgt.)

Franz Schubert

zu seinem
100. Todestage am 19. XI. 1928.



Kopiezeichnung von Otto Novak.

Schubert, wir lieben dich!

Das Bild, das die meisten von uns sich von Franz Schubert, dem „Frühvollendeten“, nach den Schilderungen der Freunde, nach dem „Schwammerl“ von Rud. Varrich und nach dem „Dreimäderlhaus“ gemacht haben, ist heute ziemlich sehr unrichtig: ein echter Wiener, schwankend zwischen Melancholie und Fröhlichkeit, dem „Geirigen“ nicht abgeneigt, auch den „Wiener Wahn“ nicht ganz; ein bißchen mürrisch und schrullhaft, ein bißchen nichts-wertig im bürgerlichen Sinne des Wortes — so sieht dieser Meister des deutschen Liedes, der unsern Herzen nahe ist wie kaum ein zweiter unter Deutschlands großen Komponisten, vor unserer geistigen Auge. „Mich soll der Staat erhalten, ich bin für nichts als das Komponieren auf die Welt gekommen.“ das sind Schuberts eigene Worte; aber diesen wir ihm dem wirklich gram sein, weil er diese hohe stolze Auffassung von seiner Kunst hatte? Immer im Druck der äußeren Verhältnisse, immer mit dem Leben um das bißchen Leben kämpfend, blieb Franz Schubert bis zu seinem Tode ein armer Musiker. „Er lebte in einer Enge, die man sich heute kaum mehr vorstellen kann, aber er trug die Weite der ganzen Welt im Herzen.“ Von den Freunden geliebt und betrauert, von seiner Zeit kaum erkannt und nicht nach seinem wahren Werte geschätzt, von Goethe, dem er seine Lieder einbande, fast abgelehnt, fand er die höchste Ehrung durch das Wort des sterbenden Beethovens: „Wahrlich, in dem Schubert

wohnt ein göttlicher Funke!“ Heute ist Schuberts Stellung in der Musikgeschichte, heute ist seine Bedeutung in der Welt nicht mehr umstritten. Er ist nicht mehr nur der Liebling Wiens und des so klein und eng gewordenen Österreichs — heute klingt sein Lied, so weit die deutsche Sprache reicht. Lieber wie im Draunen vor dem „Fore“, Das Bandern ist das Müllers Gut“, „Sei ich meine Lieder“ und viele andere aus den „Folien“, „Die schöne Müllerin“ und „Winterreise“ sind Volkslied geworden. Die unendliche Melodie, die in allen Werken Schuberts lebt, nicht nur in den 600 Liedern, sondern auch in seinen acht Sinfonien und in den zahllosen stiftlichen Kammermusikwerken, in den Klavierliedern, den Märchen und Tänzen, hat uns mit ihrem Zauber für immer begeistergewonnen. Sie singt sich ins uns Herz und läßt uns nimmer aus ihrem Vorne.

Außerlich verlief das Leben Franz Schuberts ohne große Stürme. In Wien wurde er am 31. Januar 1797 als Sohn eines städtischen Elementarlehrers geboren, in Wien ist er, nur 31 Jahre alt, am 19. November 1828 gestorben. Frühzeitig wurde Schuberts Begabung von seinem Vater erkannt, frühzeitig durfte er sich in Konwitz der Wiener Sängerknaben ausgedehnten musikalischen Studien widmen. Ein bißchen Schulmeister in der Schule des Vaters, in der er als Zehnjähriger schon Unterricht erteilen durfte, komponieren, singen und studieren Tag für Tag, und als höchste Freude harmlose Geselligkeit im Kreise guter Freunde — das war Schuberts Leben. Aber über allem schwebte die Sorge ums tägliche Brot, die nur durch die dauernde Unterstützung der Freunde einigermaßen gelindert wurde. Zeit seines Lebens blieb Schubert ein Elftind des Stilles, selten nur gelang es ihm, seine Messerwerke in klingende Münze umzusetzen. Und wenn er wirklich einmal eines seiner Werke unterbringen konnte, wurde er, weisend wie er war, fast immer ein Opfer „geschäftsmäßiger“ Verleger. Ein großer Teil seiner Kompositionen wurde erst nach seinem Tode bekannt und vor ein paar Jahrzehnten noch konnte einer seiner Biographen schreiben: „Schuberts Zeit soll erst noch kommen!“ Nun, sie ist längst gekommen, und wir alle wissen heute, was wir an Franz Schubert hatten und haben. Wenn am 19. November die Stadt Wien diesem unsterblichen Toten, dessen ganzes Leben fast in ihren Mauern abspielte, huldigen wird, so werden wir alle, die wir deutsch fühlen und dem deutschen Lied in unserm Herzen eine Stätte bereiten, im Geiste dabei sein. Denn wir lieben dich, Franz Schubert!

Franz Schubert.

(Diese Verse wurden von seinem Freunde Bauernfeld am Grabe gesprochen.)

Dram trauerst mich und horcht den Liedern gerne,
Sein beines Erbeil, das er allen lieh,
Sie klingen her wie aus bekannter Ferne,
Sie klingen uns ins Herz, so wohl und süß.
Wir bilden aufwärts in das Meer der Sterne,
Wir lächeln — sind nicht länger ungewiß:
Er ist nicht tot im ewigen Reich des Schönen
Und seine Seele lebt in seinen Tönen.



Schuberts Geburtshaus.

Liszt über Schubert:

„Wohlfang, Frische, Anmut, Fränkerei, Leidenschaft, Befähigung, Tränen und Flammen entzündeten Dir aus Herzens Tiefen und Höhen, und fast löst Du die Größe Deiner Meisterschaft vergessen ob dem Zauber Deines Gemüts.“

Schubert-Briefe und Aufzeichnungen

Erfolgreiches Gewerbschreiben um die
Wize-Hofkapellmeisterstelle.

Euer Majestät!

Allergnädigster Kaiser!

In tiefster Ehrfurcht beantragt der Unterzeichnete die gehorhamste Bitte um allergnädigste Verleihung der ersehnten Wize-Hofkapellmeisterstelle, und untertun sich dem Gehör mit folgenden Gründen:

1. Ist derselbe von Wien gebürtig, der Sohn eines Schullehrers und 29 Jahre alt.
 2. Genießt derselbe die allerhöchste Gnade, durch 5 Jahre als Hofkapellmeister Zögling des F. L. Conradi zu sein.
 3. Erhielt er vollständigen Unterricht in der Komposition von dem gewissen ersten Hofkapellmeister Anton Salteri, wodurch er geeignet ist, jede Kapellmeisters Stelle zu übernehmen, laut Beilage A.
 4. Ist sein Name durch seine Gesangs- und Instrumental-Kompositionen nicht nur in Wien sondern auch in ganz Deutschland günstig bekannt, auch hat er
 5. fünf Messen, welche bereits in verschiedenen Kirchen Wiens aufgeführt wurden, für größere oder kleinere Orchester in Vereitigung.
 6. Genießt er endlich gar keine Anstellung und hofft auf dieser gescheiterten Bahn sein vorbestimmtes Ziel in der Kunst erst vollkommen erreichen zu können.
- Der allergnädigsten Mitgewähr vollkommen zu entsprechen wird sein eifrigstes Bestreben sein.

Untertänigster Diener
Franz Schubert.

Wien, den 7. April 1826.

Die Beilage A lautet:

„Daß Hr. Franz Schubert die Konzeptskunst vollständig erlernt, und bereits sowohl für die Kirche, als für das Theater sehr gute Compositionen geliefert hat; und daher, sobald in Rücksicht seiner gründlichen Kenntnisse, als in Rücksicht seines moralisch guten Characters, für jede Kapell-Meisters-Stelle vollkommen geeignet ist, wird demselben zu seinem Lobe bestätigt.“

Ant. Salteri
F. L. Hofkapell-Meister.“



„Michael Vogl (der große Sänger und erste Interpret von Schubert-Liedern) und Franz Schubert ziehen aus zu Kampf und Sieg.“

(Nach einer Karikatur von Schöber.)

Tagebuchnotizen: 1824.

„Schmerz schärft den Verstand und härt das Gemüth, dahingegen Freude sich um jenen festen bestärkter und dieses verweichlicht oder frivolt macht.“

„Aus dem tiefsten Grunde meines Herzens hoffe ich jene Einseitigkeit, welche so viele Glende glauben macht, daß nur eben das, was sie treiben, das Beste sei, alles übrige aber nichts. Eine Schönheit soll den Menschen durch das ganze Leben begleiten — wahr ist es, — doch

soll der Schimmer dieser Begeisterung alles andere erheben.“

„Meine Erzeugnisse in der Musik sind durch den Verstand und durch meinen Schmerz vorhanden; jene, welche der Schmerz allein erzeugt hat, scheinen die Welt am meisten zu erfreuen.“

Brief an seinen Bruder Ferdinand am 24. November 1812.

Gleich heraus damit, was mir am Herzen liegt, und so komme ich eher zu meinem Zwecke, und Du wirst nicht durch liebe Umschweife lang aufgehalten. Schon lange habe ich über meine Lage nachgedacht und gefunden, daß sie im ganzen genommen zwar gut sei, aber noch bei und da verbessert werden könnte: Du weißt aus Erfahrung, daß man doch manchmal eine Semmel und ein paar Apfel essen möchte umsonst, wenn man nach einem mittelmäßigen Mittagmahl nach 8½ Stunden erst ein armfeliges Nachmahl erwarten darf. Dieser schon oft sich aufgebundene Wunsch stellt sich nun immer mehr ein und ich möchte wolens wolens endlich eine Abänderung treffen. Die paar Groschen, die ich vom Herrn Vater bestimme, sind in den ersten Tagen beim F —, was soll ich dann die übrige Zeit tun?

„Die auf Dich hoffen, werden nicht zu Schanden werden. Matthäus Cap. 2. V. 4“. So dachte ich, — Was war's denn auch, wenn Du mir monatlich ein paar Kreuzer zukommen ließeßt. Du würdest es nicht einmal spüren, indem ich mich in meiner Klausur für glücklich halten und zufrieden sein würde. Wie gesagt, ich füge mich in die Worte Apostels Matthäus, der da spricht: „Wer zwei Hade hat, der gebe einen den Armen“. Ansehen wünsche ich, daß Du der Stimme Gehör geben mögest, die Dir unaufhörlich zuruft.

Deines
Dich liebenden, armen hoffenden
und nochmals armen Bruders Franz
zu erinnern.

Musikalien in reicher Auswahl am Lager
Alle im Buchhandel erschienenen Musikwerke liefert schnellstens **Buchhandlung W. Sauer.**

Das Leben im Wort

Nr. 47



Unterhaltungsbeilage



1928

„Lo ha...“

Nachdruck verboten

Siebente Fortsetzung

Kriminal-Roman / Von Erich von Doh

Stolten, der sehr aufgeregt war, machte eine kurze Pause und fuhr dann, noch immer kaum Herr seiner selbst, in abgehackten Sätzen zu sprechen fort: „Die Polizei. Ich bin natürlich sofort dazugewesen. Heute früh. Da erfuhr ich, daß man Lo verhaftet hatte. Ich war empört. Ich verlangte, daß man sie sofort freiließ. Aber man tat es nicht. Man erzählte mir lange Geschichten. Man sagte was von Indizien-Beweisen. Ich verstand nichts. Ich wollte auch nichts verstehen. Ich brauche keine Beweise. Ich weiß es selbst, daß Lo nicht mordet. Dazu braucht man kein Kriminalist zu sein. Aber diese Kriminalisten, sie machen alles mit Beweisen. Sie würden wahrscheinlich ebenso beweisen können, daß Sie, ich oder irgendein anderer der Mörder war. Mir sollte es recht sein, wenn sie mich der Tat verdächtigten. Aber mich wollen sie nicht zu dem Mörder machen. Sie wollen nur Lo. — Nur Lo.“

Stolten hatte geendet und fiel erschöpft in den Sessel. „Herr Stolten, Sie müssen sich beruhigen. Ich bin ebenso von der Unschuld des gnädigen Fräuleins überzeugt wie Sie. Aber das Beweismaterial, das sich in den Händen der Polizei befindet, läßt unbedingt eine Verdächtigung zu.“

Stolten wollte sogleich wieder erregt aus dem Sessel emporfahren. Der Anwalt hielt ihn jedoch zurück.

„Bleiben Sie doch ruhig, Herr Stolten. Ich sagte ja nur, daß das vorhandene Beweismaterial eine Verdächtigung zuläßt. Ich sagte aber nicht, daß es die Tat beweist.“

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor. Und ich bitte Sie, alles zu tun, was zu einer schnellen Befreiung Los führen kann.“

„Seien Sie unbesorgt, Fräulein Lo wird bald von dem furchtbaren Verdacht befreit sein. Ich werde den Richtern beweisen, daß sie die Tat nicht begangen hat.“

Eine kurze Weile schwiegen die beiden Männer. Dann fuhr der Anwalt fort:

„Was ich eben sagte, wird meine erste Aufgabe sein. Und ich hoffe, sie ohne allzu große Schwierigkeiten lösen zu

können. Dagegen dürfte die zweite Aufgabe, die ich mir gestellt habe, nicht so leicht sein: Wer war der Mörder?“

„Ja, Herr Doktor, wer war der Mörder? Ich weiß nicht, wie oft ich mir diese Frage heute schon vorgelegt habe. Eine Antwort aber habe ich mir noch nicht geben können.“

„Haben Sie nicht versucht, sich irgendeine Idee zu bilden?“

„Ehrlich gesagt, nein. Ich habe nur an Lo gedacht.“

„Und nicht an den Mann, der dieser grausamen Tat zum Opfer fiel.“

„Das soll ein Vorwurf sein. Und ich habe einen solchen wohl auch verdient. Ich werde darum auch nicht versuchen, mich zu entschuldigen.“

Dr. Binder betrachtete eine Weile den Mann mit der schwarzen Brille und dachte an Lo, dachte nur an Lo, bis Stolten ihn wieder aus seinen Gedanken riß.

„Sagen Sie, Herr Doktor, haben Sie sich schon eine Theorie zu dem Fall zurechtgelegt?“

„Ja, das habe ich. Der Mörder kann nur ein Mensch aus der nächsten Umgebung des Ermordeten gewesen sein. Er ist mit den Verhältnissen im Hause sehr gut vertraut gewesen. Ich möchte deshalb auch gern noch einige Fragen an Sie richten.“

„Bitte, fragen Sie, Herr Doktor.“

„Ich muß da allerdings einen für Sie wahrscheinlich peinlichen Punkt berühren.“

„Ich werde Ihnen trotzdem meine Antwort nicht vorenthalten.“

Es vergingen mindestens zwei Minuten, ehe der Anwalt zu fragen begann.

„Sie wissen um die letzte Frist, die dem gnädigen Fräulein gesetzt wurde?“

„Ja, ich weiß.“

„Wann wollte Ihr Onkel das alte Testament endgültig durch ein neues ersetzen?“

„Er war sicher bis zum letzten Augenblick der Ueberzeugung, daß er sein einmal gemachtes Testament nicht zurückziehen brauche. Auch ich habe das provisorisch auf-



Nach jedem zweiten Zug zureichte Stolten, dessen Augen eine große, dunkle Brille bedeckte, seine Zigarre am Rande des Aschbeckers ab, obwohl keine Asche daran war.

Liebe

Don Margarete Koschnick.

Was ist Liebe? — Seliges Sichfinden?
Rausch, Triumphe über Herz und Sinn?
Was ist Liebe? — Wirft du's je ergründen?
Und wozu? — Bei jedem Forschen schwinden
Träume dir und Blüten sacht dahin! —

Liebe kannst du nimmermehr ergründen
wie ein wildbewachsenes, fernes Tal. —
Liebe sei dir nur beglückt Empfinden,
sei das Meer, zu dem die Wünsche winden, —
und der Seele reines Abendmahl!

gefezte Schriftstück, in dem ein amerikanisches Waisenhaus als Universalerbe genannt wird, nie ernsthaft für den letzten Willen meines Onkels gehalten, auch nicht für den Fall, daß Lo mir ihre Hand verweigern würde.“

„Diese Absicht muß aber doch bestanden haben, denn darauf läßt doch die Tatsache schließen, daß man den Toten am Schreibtisch sitzend fand, im Begriff, ein neues Testament aufzusetzen.“

„Sie meinen, weil auf jenem Blatt stand: Mein Testament.“

Der Anwalt nickte.

„Nun, ich bin zwar kein Kriminalkommissar, aber hierfür könnte man doch verschiedene Gründe anführen.“

„Mich würde es jedenfalls sehr interessieren, wie Sie über dieses vorgesehene Blatt und auch jene zwei kleinen Silben „Lo ha“ denken.“

„Zum Beispiel, angenommen, ich habe mich getäuscht, und mein Onkel war tatsächlich im Begriff, ein neues Testament aufzusetzen. Dann war es aber sehr wahrscheinlich doch nicht das, das er von seinem Sekretär hat aufsetzen lassen. Es sollte ein neues, uns dem Inhalt nach unbekanntes Testament werden. In der Einleitung wollte er nun vielleicht kurz erwähnen, warum er sein Testament umstoßen wollte. Vielleicht wollte er schreiben: Lo hat mir heute einen großen Schmerz bereitet. Oder: Lo hat sich meinem Willen nicht gefügt. Daß er nicht schrieb: Charlotte und so weiter, läßt sich auch begründen. Es war eben nur eine flüchtige Skizzierung, deren Ausarbeitung er seinem Sekretär überlassen wollte. Lasker hat durch Vernichtung des Blattes, dem er eine ganz falsche Bedeutung beimaß, erst den an und für sich belanglosen Silben „Lo ha“ eine so verhängnisvolle Bedeutung gegeben. Man wäre vielleicht gar nicht auf einen solchen furchtbaren Gedanken verfallen, wäre das Blatt in der Maschine geblieben.“

„Ich mache Ihnen mein Kompliment, Herr Stolten.“

„Eine andere Möglichkeit wäre die, daß mein Onkel bereits ein Testament verfaßt hatte. Dann würde er von einem Unbekannten ermordet, dessen Motive zur Tat wir nicht kennen. Lasker fand dann das Testament. Vielleicht war es schon unterzeichnet, und der Mörder hatte als Zeuge gegenzeichnet. Lasker vernichtete es. Er hatte Grund dazu. Er mußte nun aber auch den Mörder verschweigen. Er schob jedoch noch schnell ein Blatt in die Maschine und schrieb die Worte: Mein Testament. Niemand würde nun auf den Gedanken kommen, daß er das wirkliche Testament vernichtet habe. Plötzlich entdeckte er, daß auf dem Blatt noch die zwei Silben „Lo ha“ standen. Sie waren vielleicht versehentlich dadurch entstanden, daß er den Kopf des Toten wieder auf die Maschine legte. So riß er das Blatt kurz entschlossen wieder heraus.“

Dr. Binder schüttelte den Kopf.

„Brrrrrr, Herr Stolten. Ich hätte fast glauben können, Sie lesen mir da einen Abschnitt aus einem Kriminalroman vor, dessen Verfasser ich unbedingt raten würde, sich auf einem anderen Gebiet zu betätigen.“

Stolten lachte.

„Sehen Sie, Herr Doktor. Ich sagte es Ihnen ja gleich, ich bin kein Kriminalist. Aber nun hören Sie noch

eine dritte Möglichkeit, und zwar eine solche, die mir am wahrscheinlichsten klingt.

Ich sagte ja vorhin schon, daß ich nie geglaubt habe, daß mein Onkel wirklich ernstlich beabsichtigte, ein zweites Testament zu machen. Wenn ich nun von diesem Standpunkt ausgehe, könnte sich der Fall etwa folgendermaßen zugetragen haben: Der Mörder betritt das Zimmer. Er findet Walter Stolten am Schreibtisch. Er schleicht sich unbemerkt näher. Im letzten Augenblick springt er vor, vollbringt seine grausame Tat, noch ehe mein Onkel Zeit gehabt hatte, sich von seinem Platz am Schreibtisch zu erheben. Der Mörder sieht nun das Testament liegen. Er weiß, was das zu bedeuten hat. Er ist mit den Verhältnissen meines Onkels wohlvertraut. Das geht auch daraus hervor, daß er im Besitz der Waffe meines Onkels ist. Um nun jegliche Spur zu verwischen, konftruiert er einen Mord Los. Vielleicht verbindet er zugleich mit dieser Tat eine Rache. Vielleicht hat auch er einmal Lo vergeblich geliebt. Lasker durchschaute das alles, sowie er den Zettel fand. Er kannte den Mörder. Aber er konnte und durfte ihn nicht nennen. So versuchte er, Lo zu retten, indem er den Zettel vernichtete. Nachher aber beschuldigte er Lo aus Angst vor dem anderen. Sollte wirklich Lo verurteilt werden, so war immer noch Zeit, den wahren Mörder zu nennen.“

Dr. Binder war nach dieser Hypothese nachdenklich geworden, sehr nachdenklich. Zunächst zündete er sich eine Zigarre an und forderte Stolten auf, das Gleiche zu tun. Dann schwiegen die beiden Männer lange Zeit, schwiegen und rauchten. Stolten lag im Sessel zurückgelehnt, ließ dicke blaue Wolken zur Decke steigen. Nach jedem zweiten Zug streifte er seine Zigarre an den Rand des Aschenbeckers, obwohl gar keine Asche daran war.

Dr. Binder war aufgestanden und schritt unruhig im Zimmer auf und nieder. Hin und wieder blieb er stehen und sah Stolten an. Sah auch, wie dieser immer wieder seine Zigarre an dem Ascher abstrich. Plötzlich fragte er:

„Und welche Rolle mag Fred Lasker gespielt haben?“

„Wie meinen Sie das, Herr Doktor?“

„Nun, angenommen, der Fall hätte sich so abgespielt, wie Sie ihn soeben geschildert haben, dann steht zweierlei fest. Einmal, daß der Täter nicht nur mit den Verhältnissen im Stoltenischen Hause vertraut gewesen ist, sondern auch mit Dingen, die nur Walter Stolten, Charlotte Stolten und Fred Lasker betrafen. Zweitens ergibt sich aus dieser ersten Feststellung, daß nur Fred Lasker es gewesen sein kann, der dem Mörder die Kenntnis dieser Dinge zukommen ließ.“

„So folgerte ich auch. Welche Rolle aber Lasker hier gespielt hat, ist mir unklar. Ich habe allerdings einen Gedanken, den ich aber besser nicht aussprechen sollte, um nicht auch noch einen Unschuldigen zu verdächtigen.“

„Sprechen Sie nur, Herr Stolten. Sie stehen ja im Augenblick vor keinem Kriminalkommissar.“

„Also gut. Sie sollen meine Gedanken kennen lernen. Sie wissen ja selbst, daß die Verwaltung des gesamten Vermögens meines Onkels in fremden Händen ruht. Vielleicht haben diese Hände sich nicht immer ganz sauber gehalten. Aber man schwieg. Man wußte, der Onkel würde nicht danach forschen. Aber schließlich kam einer dahinter — Fred Lasker. Er drohte, alles aufzudecken, und begründete seine Absicht damit, daß es doch herauskommen müsse, wenn später einmal die Erbschaft geregelt werden würde. Man erwiderte: mit der angenommenen Tochter werde man schon fertig werden. Jetzt reiste in Fred Lasker ein ausgezeichneter Plan. Er wollte sich diese unredlichen Kette da drüben zu seinen Helfershelfern machen. Sie sollten auf Walter Stolten einwirken, von einer erzwungenen Verheiratung seiner Tochter mit mir Abstand zu nehmen. Er mag diesen Plan vielleicht in der Weise zur Ausführung gebracht haben, daß er seinen Komplizen mitteilte, daß sie sicher von einer Charlotte Stolten einmal nichts zu befürchten hätten, wohl aber von mir. Ich wäre jetzt schon als der künftige Schwiegerjohn zu betrachten und wäre über die Vermögensverhältnisse bestens orientiert. Daß irgend etwas geschehen sein muß, davon bin ich überzeugt.

Ich entsinne mich noch, daß mein Onkel vor längerer Zeit einmal erklärte, ich hätte schon jetzt Leider irgendwo auf der Welt, die mir mein künftiges Glück nicht gönnten. Man wolle auf ihn einwirken, mir seine Tochter nicht zur Frau zu geben."

"Wann war das?" fragte Dr. Binder erstaunt und erregt zugleich.

"Aber ich bitte Sie, Herr Doktor, warum so aufgeregt? Wann das war? Ja, das kann ich Ihnen beim besten Willen nicht mit Bestimmtheit sagen. Vier oder fünf Monate sind sicher seitdem verlossen."

Dr. Binder dachte wieder an den Brief, den ihm der Detektiv Henry Dodson gezeigt hatte.

"Hatte ihr Onkel einen Brief erhalten, in dem man ihm eine solche Zumutung stellte?"

"Das kann ich Ihnen nicht sagen, Herr Doktor. Ich habe damals vergeblich danach geforscht, was meinem Onkel zu einer solchen Äußerung Veranlassung gegeben haben konnte. Alle meine Fragen schnitt er mit der Antwort ab: Es mag dir genügen, was ich gesagt habe. Warum aber interessiert Sie das, Herr Doktor?"

"Das kann ich Ihnen vorläufig noch nicht sagen. Bitte, sprechen Sie weiter."

"Mein Onkel ließ sich natürlich nicht beeinflussen. Er blieb hart. Aber leider auch Lo. Da gab mein Onkel seine Absicht, ein neues Testament zu machen, Fred Lasker bekam. Fred Lasker setzte selbst das Schriftstück auf. Er wußte nun den Inhalt und war entsetzt. Eine doppelte Gefahr für ihn. Verlor er Lo, verlor er auch die Millionen. Gewann er Lo, so konnte dadurch, daß das gesamte Vermögen an eine öffentliche Anstalt gehen würde, doch alles an den Tag kommen und auch er dabei hereinfallen — dafür würden schon die Genossen drüben sorgen. Und dann würde er Lo doch wieder verlieren. Die Abfassung des neuen Testaments mußte unter allen Umständen verhindert werden. Das aber konnte nur durch den Tod des Onkels geschehen. Wenn dieser noch eintrat, ehe das neue Testament gemacht war, dann war alles gelöst. Lo war gewonnen. Mit ihr die Millionen des Onkels. Und die treuen Helfershelfer würden nicht nur straffrei ausgehen, sie würden gewiß auch noch materiellen Nutzen daraus ziehen können. So reiste der Plan des Mordes. Die Tat wird Lasker gewiß einem Komplizen aufgezwungen haben. So läßt sich auch erklären, daß Lasker schwieg, schweigend den künstlich geschaffenen Schuldbeweis für Lo befeitigte und sie dennoch beschuldigte."

Stolten hatte geendet, und Dr. Binder hatte bis zum Schluß seinen Ausführungen interessiert zugehört. Und der Anwalt mußte es sich selbst gestehen, Stolzens Vermutungen wiesen mancherlei auf, das den Tatsachen entsprechen konnte. Dr. Binder durchdachte nochmals das Gehörte. Er erwog für und wider. Schließlich meinte er: "Dann könnte auch Fred Lasker selbst der Mörder gewesen sein."

"Könnte, ja, könnte. Mit Hilfe der Polizei sicher. Sie würde auch für diesen Fall die notwendigen Beweise konstruieren. Aber ich glaube nicht, daß Fred Lasker der Mörder war. Ich halte es für gänzlich ausgeschlossen."

"Wie wollen Sie das begründen?"

(Fortsetzung folgt.)

Schwerer Weg

Von Maria Nemo.

Daß ich dich verloren habe für immer — ich weiß es längst — und habe mich drein gefügt. Aber es ist ein schwerer Weg, den du mich gehen siehst, und nur mühsam findet meine Seele aus dem Licht ins Dunkel zurück. Leicht und fest schritten meine Füße über die Erde, solange dein Herz bei mir war, doch nun, da du mich vergaßest, hasten sie am Boden, bleischwer und müde und wollen dem Willen nicht gehorchen, der sie von dir fortreibt.

"Habe bist du," sagtest du hart. "Kein Recht hast du auf Licht und Freiheit! Drum geh, — und führe mich nicht!" — Wohl kommen Wunden, in denen die Arbeit mich ernst und herrlich an die Hand nimmt, all meine Kraft und

meine Gedanken unerbittlich für sich begehrt und mich ein Stück vorwärtsführt auf dem harten Pfad. Tage, an denen fremde Menschen mit fremdem Willen und fremder Not mich zwingen, mit ihnen zu gehen, für sie zu leben. Und helle Tage sind, da zärtliche Kinderherzen mir von Liebe sprechen, da weiche, warme Kinderhände sich um meinen Hals schmiegen und mir Blumen bringen, die sie für mich fanden.

Dann glaube ich wohl manchmal, daß mein Herz ruhig und gleichgültig geworden sei, und rede mir ein, ich habe dich vergessen und verwunden. Und ich hebe den Kopf höher und schreite sicherer meinen Weg der Pflicht, suche mir neue Ziele, neue Freude und wähne mich frei von dir und stolz und stark — — —

Bis eines Tages das Schicksal dich wieder meinen Weg kreuzen läßt — — —

Dann ist es, als ginge ein wilder Sturm über mich hin, der alles hohnlachend zusammenreißt und niederstürzen läßt, was Zeit und Arbeit, Verstand und Wille mühsam in mir aufgebaut. Dann weiß ich nichts mehr von vergessen und überwunden haben, dann steht mein Herz in lodernen Flammen wie am ersten Tage. — Du aber siehst kaum nach mir hin — herzlos — lachend — schreitest du an mir vorüber — — —

Stumm, — hilflos, — mit gefesselten Händen sehe ich und schaue dir nach, — lange — lange — — —

Und ich schließe die Augen in jäher Qual und beginne taumelnd aufs neue den schmerzlichen Weg, — immer weiter vor dir fort, — ins Dunkel. — — —

Eine ungeklärte Naturtragödie

Von Franz Banniger.

Für einiger Zeit streifte ich jagend und forschend bergauf, bergab, mir begleitet von ein paar ortskundigen Eingeborenen, durch die Wälder auf Borneo. Uralte Stämme von Teakholz, Mahagoni und Polijander, dazwischen dunstlaubige, breitblättrige Gummibäume mit ihren unendlich breiten Kronen, hohe Wedel- und Blattpalmen, haus hohe Farne zeugten von der tropischen Naturkraft. Der Unterwuchs bestand aus den charakteristischen Nuccas, Draacänen und wilden Bananen. Es herrschte fast völliger Schatten. Der intensive Duft herrlich blühender Orchideen erfüllte die Luft. Ganze Flüge freischwender Papageien zogen durch die Baumkronen und scheuchten breitflügelige Vampire aus ihrem Halbtschlaf. Fledermausgroße Schmetterlinge eilten von Blüte zu Blüte und mit ihnen grün- und blauschimmernde Honigflieger mit schreirottem Vordröckchen. Wie Biedermeierdamen in ihren Krinolinen schwebten paarweise die buntgefiederten Paradiesvögel von Ast zu Ast. Affen umschimpften eine pflegemäßig in einer Baumkrone hängende, riesige Boa constrictor. Eine große Kieselkühntröte sperrte uns für einen Augenblick den Weg. Sie hatte Kopf und Beine eingezogen und fauchte ganz leise. Dann schob sie sich in dem Unterwuchs weiter.

Doch plötzlich zerriß das Wutgebrüll eines Orang-Utan die Stille, gefolgt von dem Schmerzschrei eines Tigers. Wir lauschten atemlos! Dort gab es einen Kampf zwischen erbitterten Feinden. Leise, ganz leise schoben wir uns durch das Gewirr von Ranken und Lustwurzel in der Richtung des Gebrülls. Der Wind stand günstig.

Nach einer halben Stunde kriechender Pirsch lag ein kleiner freier Platz vor mir, und hier gewahrte ich, 25 Schritt vor mir, ins Gras geduckt den Tiger, aus dessen linkem Vordröckchen ein dicker Schweißstrom lief. Ihm gegenüber stand ein breit-schulteriges Orang-Utan-Männchen, in den langen, kräftigen Armen einen Ast haltend, den er plötzlich löstete, um mit dem linken Arm über sich zu greifen. Aus seinem Bauch quoll das Gescheide in dicken Schlingen heraus.

Jetzt hieß es, keine Zeit mit Nachdenken zu verlieren. Beide Feinde waren todwund. Der Tiger war für mich immerhin noch der gefährlichste Gegner.

Also das Gewehr an die Decke, Zielpunkt: unterhalb des rechten Auges des Tigers. Ein Knall, ein alles erschütterndes Gebrüll des Tigers, und im selben Moment des Orang-Utans, der sich mit einer plumpen Bewegung nach der Schußrichtung wendete. Aber schon knallte der zweite Schuß. Und mit linksseitig durchschossener Brust brach der riesige Waldmensch in einem Sprung auf mich zu, verendend zusammen.

Welches der beiden, jetzt tot nebeneinanderliegenden Tiere mochte den Kampf begonnen haben? Hatte der Tiger den Orang-Utan in der Hoffnung angegriffen, ihn mit einem Schlag kampfunfähig zu machen? Oder hatte der Orang-Utan den Tiger schlafend gefunden und ihn kurzerhand angegriffen? Es hat wohl nie jemand erfahren, denn das uns durchdringliche Gebiet der Dschungel weiß seine Geheimnisse zu bewahren.

Gedenket der Vögel im Winter!

Sonderbericht für unsere Beilage von Dr. Wegner. / Mit 5 Bildern nach Zehr. von Berlepsch.

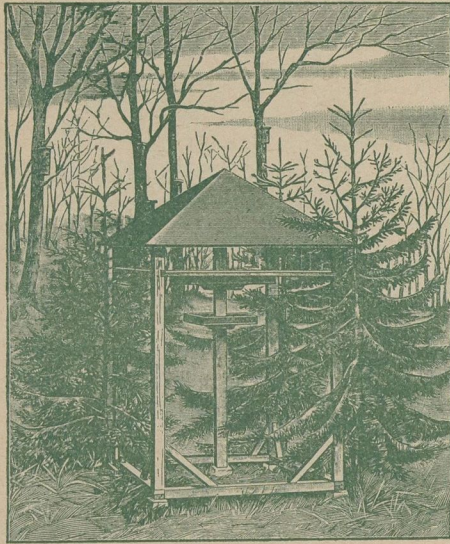


Bild 3. Ein sogenanntes heißes Futterhäuschen.

Der böse Winter steht vor der Tür, und mit ihm die Not für Menschen und Tiere. Wir haben es leicht und können uns vor den Launen des Wetters schützen, brauchen nicht frieren und hungern. Nicht so gut haben es die Vögel. Unsere niedlichen Säger und Nichtsäger, die uns im Frühjahr mit ihrem Gesange und Geswitzchen erfreuten, leiden ganz besonders bei Schnee,

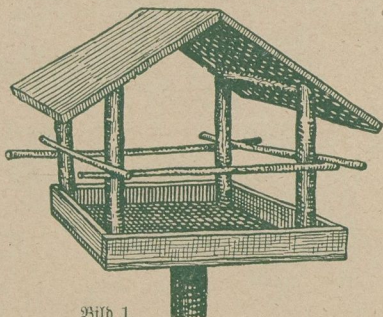


Bild 1. Ungewärmtes Futterhäuschen.

Nauhreif und Eis. Sie können dann mit ihren feinen Schnäbeln das in den Bäumen und im Erdboden versteckte Futter nicht hervorholen. Ertüge Stunden genügen, um vielen nützlichen Vögeln den Hungertod zu bereiten. Hier muß der Mensch eintreten und Abhilfe schaffen. Der Altmeister des Vogelschutzes, Zehr. von Berlepsch, hat uns gelehrt, wie wir sachgemäß füttern sollen. Die Hauptsache ist, daß die Futterapparate die nötige Wetterfestigkeit bieten. Zehr. von Berlepsch sagt, daß dies nur dadurch erreicht wird, wenn der oberste Rand der Futterstelle -- ganz gleich, welche Einrichtung verwandt wird -- auf der gleichen Höhe mit dem untersten Rand einer dieser Futterstelle schützenden Bedachung liegt. Das sollte sich jeder Vogelschützer einprägen. Auf Abbildung 1 sehen wir ein Futterhaus, das seinen Zweck bei wetterficherem Aufstellen erfüllt, sonst aber gänzlich versagt. Stellt man es ungeschützt auf einem Balkon oder im

Garten auf, so treibt man nicht Vogelschutz, sondern verursacht Vogelvernichtung. Wind, Regen und Schnee kommen von allen Seiten ungehindert herein und verderben das darinliegende Futter. Die Vögel haben sich an diesen Futterort gewöhnt und treffen bei gutem Wetter zwar unverdorbenes Futter an, dagegen beiauhreif, Eis und tiefem Schnee kommen sie an die Fressmittel nicht heran; sie gehen zugrunde.

Eine recht einfache Futtereinrichtung zeigt uns Abbildung 2 in Gestalt einer Laune, die als Futterbaum hergerichtet wird. Der brennende Lichterbaum mit seinen Nüssen, Äpfeln und Schokoladestücken, der uns zu einem frohen Feste vereinigt, soll nachher die kleinen Säger anlocken, damit auch sie ihr Weihnachtsgeschenk in Gestalt von Futtermitteln entgegennehmen können. Der Futterbaum ist allerdings nicht wetterficher. Er ist die Nachbildung eines von Insekteneieren und -larven besetzten Baumes.

Trockenfutter, hauptsächlich Hanf, gemahlenes Weißbrot, getrocknete Fleischstücke, Holunderbeeren, Sonnenblumenkerne und Ameiseneier vermischt man mit einer größeren Masse flüssigen, erwärmten Talgs. Das so angerichtete Futter wird im flüssigen Zustande mittels eines spitzen Löffels auf die Zweige gegossen, wo es bald erhärtet.

Nach Zehr. von Berlepsch ist die beste Futtereinrichtung das sogenannte heißes Futterhaus, das man sich schließlich selbst anfertigen kann (Abb. 3). Die geeignetsten Maße sind als Höhe von der Erde bis zum oberen Rande des oberen Futtertisches 140 Zentimeter; Breite des Hauses 130 Zentimeter. Unter dem Dache verlaufen ringsherum Glasstreifen, um ein Anwehen von Regen und Schnee auf den Tisch zu verhindern. Man kann alle möglichen Futtermittel hineintun, am besten Hanf, Fett und Fleischreste. Das Futterhaus stellt man vor einem Gebüsch oder sonst unmittelbar in der Nähe kleiner Bäume auf, damit die Vögel ohne Scheu heransfliegen und nicht Furcht vor dem plötzlich hingehauerten, unnatürlichen Gegenstand empfinden. Abb. 4 stellt einen Futterkasten dar, der vollkommene Wetterfestigkeit bietet und am Fenster befestigt werden kann. -- Deters sehen wir in Parkanlagen eigentümliche Apparate an Bäumen befestigt; wir haben es hier

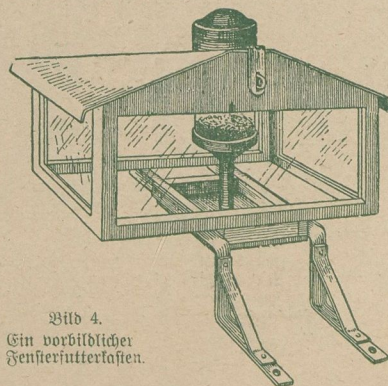


Bild 4. Ein vorbildlicher Fensterfutterkasten.



Bild 2. Der Futterbaum wird mit flüssigem Fett, das Futterkörner enthält, übergossen.

mit einer Futterglocke zu tun (Abb. 5). Sie wird sehr gern von Meisen, den nützlichsten Insektenvertilgern, besucht. Ihre Einrichtung ähnelt einer umgedrehten Flasche, aus der sich der Hanf nach und nach in die darunter angebrachte Schale entleert. Die Futterglocke wird mittels Baumschrauben und Draht aufgehängt. Der Abstand der unteren Baumschraube von der Glocke muß etwa einen halben Meter betragen, damit Eichhörnchen und Motten nicht danach springen können. -- Vogeltränken stelle man im Winter nicht auf, da Eis und Schnee den Vögeln genaue Gelegenheit bieten, ihren Durst zu stillen. Am besten füttere man mit ölhaltigen Samenreien und Fettstoffen, getrockneten Ebereschen- und Holunderbeeren; Brot und Kartoffeln sind ungeeignet. Am beliebtesten ist der Hanf. Durch die Winterfütterung soll erreicht werden, daß die Vögel sich in der Nähe des Futterplatzes in der Brutzeit ansiedeln.

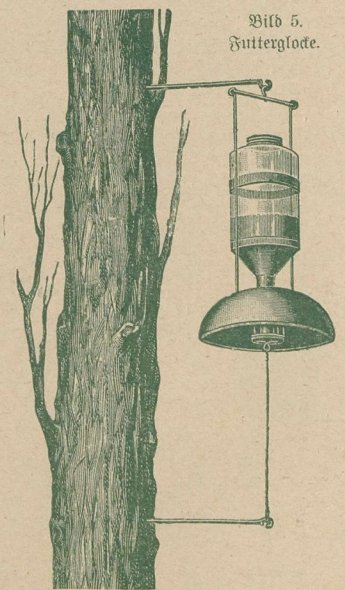


Bild 5. Futterglocke.

Neubraer Anzeiger

№ 137

Dienstag, den 20. November 1928

41. Jahrgang

Viehpreise und Lebenshaltungskosten in den letzten Jahren.

Die nachstehende Skizze gibt eine Gegenüberstellung des „Lebenshaltungsindezes ohne Wohnung“ zu den Preisen von Vöseln und Schweinen auf der Grundlage 1913 = 100.

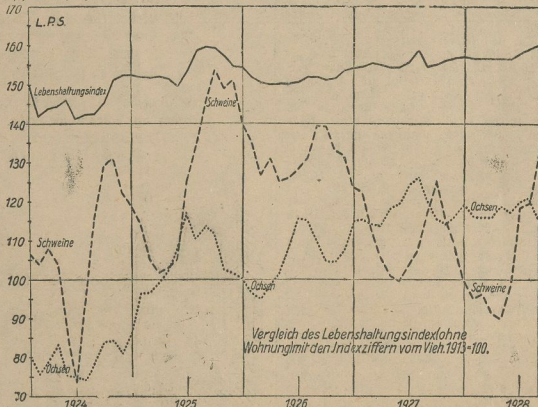
Unverkäuflich hoch schwelt die Kurve des Lebenshaltungsindezes, welche die Preise der vom Landwirt benötigten Dinge darstellt, über der Kurve, die den Preisindex der Erzeugnisse seines Stalles widergibt. Nur im Herbst 1925 kletterte die Schweinepreise zu einer Spitze, die etwa annähernd dem damals besonders hochgehenden Lebenshaltungsindezes nahekam, um dann in fallmonatigen Schwankungen wieder abzusinken, bis sich im Frühjahr 1928 die Auswirkungen des Scheiterns Notprogrammes in einem anhaltenden

um fest gegen Ende des Jahres, da eine ähnliche Hilfe wie auf dem Schweinemarkt ausbleibt, noch weiter absinken. Die Ursache liegt nur zu deutlich auf der Hand:

Während die Einfuhr von Rindfleisch in der Vorkriegszeit durchschnittlich 300 000 Doppelzentner im Jahre betrug, finden wir im Vorjahre eine Einfuhr von 1 1/2 Millionen Doppelzentnern. Diese Zahlen erklären die Tatsache, daß der Landwirt heute sein Rindvieh, ebenso wie bisher seine Schweine, mit beträchtlichem Verlust (seit rund 25%) verkaufen muß.

Hier ist bisher noch nichts erreicht und es müßte aber unbedingt erreicht werden:

- 1) Die Viehereinfuhrung des § 12 des Fleischbeschaffungsgesetzes;



Vergleich des Lebenshaltungsindezes ohne Wohnung mit den Indexziffern vom Vieh 1913=100.

Steigen der Preise zeigen. Die Kurven beweisen es mit brutaler Deutlichkeit, wie der Landwirtgeschäft unsicher (bei Betrachtung der Preisbewegung auf dem Schweinemarkt) gehalten werden kann, wie die Landwirtschaft aber demgegenüber auf dem bisher beschrittenen Wege unbedingt dem völligen Ruin entgegen gehen muß. Trotzdem erreichen sich gegenwärtig die Schweinepreise noch nicht den allgemeinen Steigerungsgrad der allgemeinen Lebenshaltungskosten.

Die Preislage auf dem Viehmarkt bleibt nach dem unerreichten Tiefstand zu Beginn des Jahres 1926 in trostloser Stabilität.

Gemeinnützige Unternehmungen und Betriebe der öffentl. Hand.

Die tägliche Erfahrung zeigt immer wieder, wie leichtfertig in gemeinnützigen Unternehmungen und Betrieben der öffentlichen Hand mit den anvertrauten Geldern gewirtschaftet wird. So hinterläßt die häufig zu zusammenschließende Niederbarnimer Seidlungs-Gesellschaft nach Verkauf aller Grundstücke und Betriebe für den Kreis Niederbarnim ein Defizit von rund 2 Millionen M., ein Defizit, dessen Deckung nothwendig die Steuerzahler übernehmen müssen. Mit Recht weist Michael Salwer in seinen „Wirtschaftlichen Tagesberichten“ vom 15. Oktober darauf hin, daß von dem guten Willen und der Geduld, bezw. der Gleichgültigkeit der Steuerzahler die ganze Gattung der gemeinnützigen Unternehmungen überhaupt leidet.

- 2) Die völlige Beseitigung des zollfreien Gefrierfleisch-Konsums.
- 3) Die Erhöhung des Landviehzolles;
- 4) Die Beseitigung der durch nichts gerechtfertigten Befreiung eingeführten Fleisches und Viehs von der ersten Umsatzsteuer.

Auf diese Weise würde die gänzlich ungerechtfertigte Bevorzugung der Auslandsware gegenüber der deutschen Ware beseitigt.

Auch das Unternehmen der Spandauer Schupo-Seidlung mußte mit einem gewaltigen Fehlbetrag abschließen, ein Konkurs, an dem auch viele Handwerksmeister mit mehreren Hunderttausend Reichsmark beteiligt sind. Hingewiesen sei in dieser Beziehung auch auf das Vorgehen der Stadt Berlin, die das bestehende Charlottenburger Wasserwerk mehr und mehr zurückzudrängen sucht, weil es ein Privatunternehmen ist, bisher aber als Erfolg belächelt werden konnte, daß die Wasser-Versorgung der eroberten Stadtteile größte Störungen aufweist. Trotz dieser Mißerfolge wagt in den Städten immer noch die Neigung, sich in neue wirtschaftliche Unternehmungen zu stürzen. Berlin beabsichtigt nunmehr offenbar, eine neue Zentralfabrik für den Einkauf von Baumaterialien für städtische Bauten zu gründen, die Ziegeleien usw. aufzukaufen will und von der die Be-

gebung von Anträgen für Neubauten mit Hausinschreibungslokalen ausgehen soll. Schwere Leiden erleben sich gegen diese Gründung, die über große, ja fast unbegrenzte Beträge verfügen wird, allerdings aus den Mitteln der Steuerzahler. Die gegebenen Beispiele zeigen, daß sich trotz der schlechten Erfahrungen immer wieder neue Unternehmungen für wirtschaftlichen Gründungen einfinden, deren Kosten der schweigende Steuerzahler zu übernehmen hat.

Wenn die Herbststürme rasen . . .

Viele Schiffe in See not. — Schaden in England, Holland und Frankreich. — Auch Hamburg betroffen.

Aber den britischen Inseln und an der Küste wütete ein Sturm von ungewöhnlicher Heftigkeit. Der Dampfer „Kentish Coal“ ist in der Nähe von Plymouth während des Sturmes auf Grund gelaufen. Der Dampfer „Jahira“ ist bei Berles des Fährles des gleichfalls auf Grund gelaufen und seine Plattenmaschine wird mehrere Tage in Anspruch nehmen. In Liverpool sind durch den Sturm zahlreiche Bäume umgerissen. Der Verkehr mußte längere Zeit vollständig eingestellt werden. Zum erstenmal seit Menschengedenken konnten die Fährboote im Hafen ihren Dienst nicht mehr versehen. In Scarborough ist ein Mann durch einen fallenden Baum getötet worden. Auch in London hat der Sturm, der eine Stärke von 60 Stundenmeilen erreichte, bedeutenden Schaden angerichtet.

Auch über Holland raste schwerer Sturm, der überall großen Schaden anrichtete. In Rotterdam wurde eine Schule so arg beschädigt, daß sie geschlossen werden mußte. Mehrfach wurden Schiffe im Hafen durch den Sturm vom Anker losgerissen, ohne daß jedoch Menschen zu Schaden kamen. Die Antenne der Rundfunkstation in Hütten wurde vom Sturm umgelegt. Ganz Nordfrankreich wurde ebenfalls von ungewöhnlich heftigen Stürmen heimgesucht. In vielen Hafenplätzen sind Fischerboote und kleinere Küstendampfer gelenkt. In Genes war die Gewalt des Sturmes so heftig, daß ein Lastauto in die Schiffsentferne eines Pelzgeschäfts geschleudert wurde. In Paris selbst erreichte der Sturm gegen 6 Uhr abends eine Stärke von 33 Sekundenmeter. Mehrere Baumgassen und viele Schornsteine stürzten ein.

Der Sturm hat auch in Hamburg großen Schaden angerichtet. Vieles wurde zerstört und Schornsteine umgeweht. Die Zahl der zertrümmerten Schalen ist groß. An den Häusern angebrachte Gerichte wurden gleichfalls vom Sturm umgerissen. Besonders stark machte sich das Unwetter im Hafen bemerkbar. Am Morgen trat eine Sturmflut ein, die eine Höhe von plus 0,87 Meter erreichte.

Windstöße über Chemnitz.

Eine über Chemnitz und Umgebung niedergegangene Windböe richtete schweren Schaden an. Der Rüsturm der Kraftzentrale der sächsischen Maschinenfabrik Hartmann wurde umgerissen. In Mittelsbad wurde das Dach vom Gut Gutz abgedeckt und 60 Meter fortgetragen. In Mühlau, Burkhardtswald und Waffenschheim wurden die Dächer von drei großen Fabriken abgetragen und 100 bis 200 Meter weit geschleudert. Mehrere Telegraphenmasten wurden umgelegt. Der Schaden in den Wäldern und Anlagen sowie an den elektrischen Leitungen ist sehr groß. Drei Personen wurden durch herabfallende Trümmer verletzt.

Erdbeben in der Provinz Maine. In der Provinz Maine erfolgte ein leichter Erdstöß, dem bald darauf ein heftigerer folgte. In Talmezo und anderen Ortschaften der Provinz wurde die Bevölkerung von einer Panik ergriffen und verließ fluchtartig die Häuser. Das Erdbeben hat jedoch weder Menschenleben gefordert noch besonderen Schaden angerichtet.

Gefreit ohne Liebe

Roman von Erich Cebestien.

21. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Aber Britta kam gern. Manchmal allein, meist mit Freddy, der unter ihrer Pflege sich zusehends zu einem strammen gesunden Jungen herausmachte. Ihrem vereinsamten Herzen tat die Zuneigung der Fremden wohl. Mit Sternbach verband sie ein eigentümlich herzlich-offenes Freundschaftsbeziehungen, das ihr geläufig viel Anregung bot, denn Sternbach war nie gerecht, wußte anregend zu erzählen und ließ den seltsamen Blick für das Innenleben der Menschen. So erriet er auch oft, was in Britta vorging, mit einer Sicherheit, die sie erschreckt haben würde, wenn er nicht so außerordentlich zartfühlend den Schleier des Schweigens darüber gebreitet hätte.

Was Melanie Erkel längst erraten hatte — daß ihr Vetter eine feste schwärmerische Liebe zu Britta gefaßt hatte — ahnte Britta selbst nicht von ferne. Darum schloß sie auch nicht, wie trümpfend, hertha von Sternbach diesen „Freundschaft“ mit Baron Sternbach hinter ihrem Rücken auszuspielen, um Frau Gerda immer mehr gegen die Schwiegermutter aufzubringen.

Heute nun hatte man einen größeren Anstoß nach St. Martin verabredet und Britta sollte die aus Waldenberg kommenden Freunde beim Hirschkrenz am Kreuzweg treffen. Freddy begleitete sie.

Britta hatte eben von Gertrud die Bescheid genommen und eilte nun mit dem Knaben dem Ort der Zusammenkunft zu. Ein aneinandergerichtet, sich gegenseitig um die Wette nehmend, schritten sie zum Haus hinaus.

Britta blinzelte stolz und glücklich auf den Knaben.

„Wie fahrt du ausgereiten damit, mein Sunge! Wird es dir nicht zu viel werden, auf den Nitterberg hinaufzufahren und dann noch den Nitterweg über St. Martin zu machen?“

„Aber keine Spur, Mama! Ich bin doch kein so kleiner Sunge mehr!“ Freddy redete die schlank hochgehäupte Knabengestalt, die schon fast bis an Gertruds Schulter reichte.

„Und dann,“ fuhr er stolz fort, „weißt du, was Onkel Sternbach neulich sagte?“

„Nun?“

„Daß ich dein Nitter sein müßte, wenn Papa nicht Zeit hätte, dich wohl zu begleiten. Und Papa hat ja n i e Zeit!“ Ein Schalten überließ Brittas Gesicht. „Nun, er hatte nie Zeit, er hatte nie Zeit.“ Sie fuhr sich über die Stirn und schüttelte den Kopf.

„Er hätte nie Zeit, er hätte nie Zeit.“ Sie fuhr sich über die Stirn und schüttelte den Kopf.

„Er hätte nie Zeit, er hätte nie Zeit.“ Sie fuhr sich über die Stirn und schüttelte den Kopf.

„Er hätte nie Zeit, er hätte nie Zeit.“ Sie fuhr sich über die Stirn und schüttelte den Kopf.

„Er hätte nie Zeit, er hätte nie Zeit.“ Sie fuhr sich über die Stirn und schüttelte den Kopf.

„Er hätte nie Zeit, er hätte nie Zeit.“ Sie fuhr sich über die Stirn und schüttelte den Kopf.

„Er hätte nie Zeit, er hätte nie Zeit.“ Sie fuhr sich über die Stirn und schüttelte den Kopf.

„Er hätte nie Zeit, er hätte nie Zeit.“ Sie fuhr sich über die Stirn und schüttelte den Kopf.

„Er hätte nie Zeit, er hätte nie Zeit.“ Sie fuhr sich über die Stirn und schüttelte den Kopf.

„Er hätte nie Zeit, er hätte nie Zeit.“ Sie fuhr sich über die Stirn und schüttelte den Kopf.

Der Knabe gehörte schweigend. Hertha wandte sich wieder an Britta.

„Hör mal, Britta, findest du es eigentlich passend, daß du stets mit fremden Leuten außer Haus bist? Du machst es dir wahrlich in letzter Zeit recht bequem in bezug auf deine häuslichen Pflichten!“

„Ich? Welche Pflichten meine ich?“ stammelte Britta grenzenlos erstaunt. „Du hast sie mir ja alle weggenommen und jetzt...“

„Ich meine die Pflichten gegen deinen Mann und deine Schwiegermutter, auf deren Wohl und Stellung du wirklich wenig Rücksicht nimmst. Verzeih, daß ich dir dies sage, aber ich halte es schon lange für meine Pflicht, dich darauf aufmerksam zu machen.“

„Was meine ich eigentlich?“

„Verzeihst du wirklich nicht, wie peinlich es deiner Schwiegermutter sein muß, daß du täglich zu diesen Waschen gehst, die sich so ungebührlich gegen sie betragen? Auch deinem Mann ist es als Familienvater peinlich, daß du mit Arbeitern verkehrt wie mit Heinesleuten.“

„Ich gehe doch nur zu den Kranken und Armen! Auch Frau Waschen ist krank...“

„Und wenn! Die Rücksicht auf deinen Mann und seine Mutter müßte dir doch vorgehen! Aber um beide kümmert dich ja nicht ein bißchen! Seit den drei Wochen, da Gertrud da ist, ist es als Familienvater peinlich, daß du mit Arbeitern verkehrt wie mit Heinesleuten.“

„Ich gehe doch nur zu den Kranken und Armen! Auch Frau Waschen ist krank...“

„Und wenn! Die Rücksicht auf deinen Mann und seine Mutter müßte dir doch vorgehen! Aber um beide kümmert dich ja nicht ein bißchen! Seit den drei Wochen, da Gertrud da ist, ist es als Familienvater peinlich, daß du mit Arbeitern verkehrt wie mit Heinesleuten.“

„Ich gehe doch nur zu den Kranken und Armen! Auch Frau Waschen ist krank...“

„Und wenn! Die Rücksicht auf deinen Mann und seine Mutter müßte dir doch vorgehen! Aber um beide kümmert dich ja nicht ein bißchen! Seit den drei Wochen, da Gertrud da ist, ist es als Familienvater peinlich, daß du mit Arbeitern verkehrt wie mit Heinesleuten.“

„Ich gehe doch nur zu den Kranken und Armen! Auch Frau Waschen ist krank...“

